Grundzüge der griechischen etymologie von G. Curtius. Erster theil. Leipzig, druck und verlag von B. G. Teubner. 1858.

Sollen wir ein allgemeines urtheil an die spitze unserer besprechung dieses werkes stellen, so kann das nur ein im höchsten grade anerkennendes sein. Wer sich mit dem stoffe, welcher im vorliegenden buche behandelt ist, bekannt gemacht, mufs zugeben, dafs es eine frucht ernsten fleifses, wiederholten nachdenkens und allseitiger durcharbeitung ist, und dafs das gefundene im ganzen klar und mit der einfachheit dargestellt wird, wie sie die reife der forschung bekundet. — Curtius nimmt die stellung, die er schon in seiner hübschen erstlingsschrift de nominum graecorum formatione, Berol. 1842, anstrebte und seither in allen seinen gröfsern und kleinern arbeiten mit entschiedenem erfolge und vielfacher anerkennung behauptete, auch in diesem werke, und in diesem klarer als in irgend einem andern, ein. Er gehört als lehrer und schriftsteller den pflegern der classischen philologie und zunächst der griechischen an; aber er will die classischen sprachen nicht vereinzelt betrachten, sondern strebt danach ihre bildungsgesetze und ihre entwickelung dadurch schärfer nachzuweisen und ihren gehalt dadurch schärfer und voller herauszustellen, dafs er dieselben wieder in zusammenhang setzt mit den längst abgetrennten und mit den historisch noch näher stehenden verwandten, d. h. mit andern worten dadurch, dafs er die vergleichende sprachforschung auf diesem gebiete verwendet. Im vorliegenden werke bezweckt der verf. den sichern gewinn der vergleichenden sprachwissenschaft für griechische wortforschung zu verzeichnen, also für die griechische lexicographie ungefähr dasselbe zu thun, was er auf dem felde der grammatik zum theile schon gethan. Es liegt ihm daran, ehe er die einzelergebnisse bietet, mindestens über einige wichtige principien, die sich ihm für die etymologie und insbesondere für die griechische etymologie ergeben, mit dem leser sich zu verständigen, und seiner oben bezeichneten stellung angemessen unterzieht er dabei namentlich die grundsätze und die methoden der vergleichenden etymologie an sich und vorzüglich in ihrer anwendung aufs griechische einer einläfslichen prüfenden erörterung. Dem allgemeinen, aber immer möglichst concret gehaltenen und mit treffenden beispielen erläuterten abschnitte sollen sich zwei specielle anschliefsen, von denen in diesem bande der erste vorliegt. In

diesen beiden abschnitten sollen in einer organischen ordnung diejenigen griechischen wörter und wortfamilien, für welche sich in den verwandten sprachen mit sicherheit angehörige ermitteln lassen, sammt diesen übersichtlich aufgeführt werden; aber im erstern theile solche, in denen die lautvertretung die regelrechte, im zweiten solche, wo sie eine unregelmäfsige, blofs sporadisch erscheinende ist. Behutsamkeit und sparsamkeit sind hier mit bewufstsein und mit erfolg angestrebt, überall ist das wesentliche aus dem reichen materiale ausgehoben, durchgehends fast, was nicht mit gewifsheit als zusammengehörig erwiesen werden kann, lieber getrennt als äufserlich vereinigt. Das ist natürlich, dafs mit fortschreitender sichtung und mit schärferer erkenntnifs der sämmtlichen indogermanischen sprachen sich hier noch manches ändern, manches fester bestimmt werden, manches mit in den zu vergleichenden stoff aufgenommen werden mufs. Beiläufig bezeichnet der verf. als besonders förderlich zur auffindung der wörter, die innerhalb des griechischen selbst zusammengehören, das etymologische wörterbuch von Niz. Neben und nach diesem durften auch andere und namentlich dasjenige von Siebelis aufgeführt werden. Jeder einzelnen gruppe fügt H. Curtius einen kritischen commentar bei und verzeichnet in bester treue die litteratur der etymologie, ein nicht unwesentliches moment für deren geschichte und für die geschichte dieser wissenschaftlichen richtung überhaupt. Auch diese partie wird sich übrigens allmählich noch vervollständigen.

In der einleitung spricht der verf. zuerst von dem begriffe und von der grenze der etymologie und von der etymologie im alterthume. In beziehung auf erstere meint C., dafs wir zufrieden sein sollen, wenn wir das griechische und gräcoitalische in einer gewissen stellung im kreise der indogermanischen sprachen wissen, und wenn es uns möglich geworden die gemeinsamkeit mancher wörter und die geschichte derselben in der einzelnen, hier also in der griechischen sprache zu verfolgen. Wir wünschten wohl, dafs sich C. in den einleitenden worten schärfer über die heutige sprachwissenschaft oder sprachphilosophie und ihr verhältnifs zur historischen oder vergleichenden sprachforschung ausgesprochen hätte. Dafs dieses nicht etwa directe gegensätze sind, dafs sie sich auch nicht gegenseitig ersetzen, das zeigt uns schon die entstehung der heutigen sprachwissenschaft auf dem umfassenden grunde historischer kenntnisse, das die

classification der sprachen, die nicht blofs historisch, sondern auch psychologisch begründet worden, das beweist uns der umstand, dafs die angestrebte methode in der verfolgung der bedeutungsentwickelung u.s.f. wesentlich durch psychologische kunde befruchtet und geregelt ist. Auch die physiologischen gesetze der lautentfaltung und der lautübergänge sind doch im innigsten vereine mit den psychologischen regungen; oder sollte man die sinnige deutung J. Grimms von der germanischen lautverschiebung umstofsen wollen? Im zweiten theile dieses abschnittes weist C. einige grundirrthümer der etymologie, wie dieselbe die alten philosophen und grammatiker übten, nach: Unter den verkehrten principien der philosophen führt er auch die ἐναντίωσις oder ἀντίφρασις auf, wobei er bemerkt, dafs dieselbe trotz dem spotte über den lucus a non lucendo selbst in neuester zeit und bei sonst anerkannten forschern nicht immer aus dem spiele bleibe. Mit solchen fällen dürfen ja diejenigen nicht verwechselt werden, wo aus einer allgemeinen anschauung sich besondere erst entwickelten, wie aus der in pat verkörperten anschauung der raschen bewegung diejenige des fliegens und des fallens, was in der germanischen wurzel ris wiederkehrt, Grimm gesch. d. d. sprache s. 664. Schon viel schwieriger ist der eben daselbst berührte fall von goth. lûkan claudere, ags. lûkan claudere und vellere, nieders. lûken vellere, mhd. liechen claudere und vellere, in schweizerischer mundart liuchen vellere z. b. höu liuchen „mit dem höuliucher aus einer dichten masse heu herausrupfen, so viel als man gerade für die fütterung braucht“. Graff — und wie es scheint auch Weigand W. B. unter dem W. Loch sehen hier verschiedene wurzeln, J. Grimm will sie nicht trennen, sondern nimmt an, dafs in liechen eine aufgegebene präposition ar-, er- nachgewirkt. Die schwierigkeit der entscheidung wächst nur wenn wir noch die lautlich stimmenden skr. ruj „brechen“, gr. λυγ, lat. lug-, lit. lužu „brechen“ heranziehen. Und doch liegt hier wohl die anschauung des „abtrennens“ zu grunde.

Sehr instructiv sind die kritisch gehaltenen notizen, die C. im zweiten capitel: die etymologie der neuern zeit (aufserhalb und neben der vergleichenden sprachforschung) gibt. Er hat sich dadurch ein entschiedenes verdienst erworben, dafs er die einzelnen verirrungen auf ihre quelle zurückführt. Wenn beiläufig auch einer hiebe bekommt, der selbst in neuester zeit noch eine verwandtschaft der dritten pers. plur. act. auf -nti mit den

participialstämmen auf -nt angenommen, so scheint es uns ungerecht, während wir sonst den hohen gerechtigkeitssinn des verf. zu ehren wissen, dafs ein bewährter, freilich oft etwas kühn, aber nie ohne scharfsinn und ohne innere gründe verfahrender forscher mit den repräsentanten der gedankenlosigkeit auf dem gebiete der etymologie zusammengestellt wird. Wenn wir auch selbst diese hypothese nicht unbedenklich finden, so ist ihre möglichkeit doch von dem urheber formell und inhaltlich wohl begründet worden. Mit recht wird dem feinen und tactvollen Buttmann ein besonderer kleiner abschnitt gewidmet und nur bedauert, dafs er seine richtigen gedanken nicht zu voller klarheit und fruchtbarkeit bringen konnte, weil er die forschungen von Bopp und Grimm nicht beachtete. Das vierte capitel führt uns zur periode der vergleichenden sprachforschung und stellt zunächst in sehr ansprechender weise den wissenschaftlichen character der arbeiter auf dem neuen gebiete und den einflufs ihrer arbeiten auf die forschungen in den einzelnen sprachen, besonders im griechischen dar. Wir erlauben uns besonders darüber unsere freude zu äufsern, dafs C. die glänzenden eigenschaften Benfeys anerkennt, wenn er auch heute noch in vielen puncten nicht mit ihm übereinzustimmen vermag. Erst die vergleichende sprachforschung lehrte uns die lautgestaltung würdigen, sie erst führte auf eine richtige und wissenschaftlicher begründung fähige anschauung der wurzel und ihrer geschichte, sie zeigte den weg, wie wir wurzeln von stämmen, stämme von endungen zu trennen haben, sie deckte uns die weise und die unterschiede der flexion auf, sie bietet uns hundertmal gleiches in wurzeln und wörtern, und darin liegt ein reiches hilfsmittel auch die bedeutung zu verfolgen. Und etwas, worauf C. selbst in frühern schriften oft aufmerksam machte, erst wo das stammgut vorliegt, sind wir eigentlich im stande die kraft zu messen, mit welcher der volksgeist der einzelnen abgetrennten glieder weitergeschaffen. Was diese sprachwissenschaft der geschichtswissenschaft, was der psychologie, was der mythologie u. s. f. geleistet, kommt zunächst hier nicht in betracht. Aber gerade weil die vergleichende sprachforschung mit allem innern rechte den mächtigsten einflufs auf das etymologische verfahren übt, so bedarf es um so mehr ernster, genauer und allseitiger prüfung ihrer einzelnen wege und ihrer einzelnen ergebnisse, und zu solcher prüfung mufs sich gerade derjenige besonders angeregt finden, welcher eine einzelne

der indogermanischen sprachen in allen richtungen durchforscht und gesetze oder analogieen gefunden hat, nach denen diese sich entwickelt, seitdem sie ihr abgesondertes leben geführt. Volle unbefangenheit ist freilich hier schwer und nur allmählich zu gewinnen mit der immer schärfer werdenden kenntnifs des einschlagenden materiales und mit der wachsenden einsicht in das allen diesen sprachen einst gemeinsame stammgut. Im fünften abschnitt der einleitung geht der verf. an die prüfung der methode der vergleichenden sprachforschung, namentlich in beziehung auf die lautlehre. Er hebt hervor, dafs man in der ersten freude über den fund des sinnlich schwellenden sanskrit bei den bestimmungen allzu sehr von diesem ausgegangen. Es ist richtig, dafs heute noch bei manchem forscher, der das verhältnifs der indogermanischen sprachen zu einander ganz durchschaut, aus leicht begreiflichen gründen, die zum theile gleich berührt werden sollen, das sanskrit den ausgangspunct bildet. Zwar deutet C. selbst an, dafs die vergleichende sprachforschung längst darüber hinaus sei jenen reichthum nicht nur an lauten, sondern auch an zeichen dafür als etwas primitives anzuerkennen, obgleich diese gestaltung verhältnifsmäfsig sehr alt ist; und besonders Benfey hat die reduction recht durchgreifend vorgenommen. Aber in anderer richtung, meint C., sehe man immer noch zu sehr im sanskrit eine reine quelle, und dieses treffe besonders Benfey. — Ist nun auch dieser gelehrte, wie er das theils in seinen abhandlungen zeigt, theils mündlich gegen uns äufserte, selbst von vielem zurückgekommen, was er in seinem vor zwanzig jahren ausgearbeiteten griechischen wurzelwörterbuche in jugendlichem eifer überall durchzudringen aufgestellt, so ist er doch wohl derjenige forscher, welcher bei der darstellung des organismus auch der klassischen sprachen am bestimmtesten von der sprache der Inder — wir sagen absichtlich nicht „von der sanskritsprache" — ausgeht, welche er in einem umfange und mit einer bestimmtheit kennt, wie nur wenige unserer zeit. Und neben einer aus voller kenntnifs entspringenden natürlichen neigung liegt sicher Benfeys verfahren eine innere berechtigung zu grunde, steht doch so manches, namentlich so manches grammatische in der sprache jener Arier noch in voller blüthe, wovon selbst in dem reichen griechischen nur geringe trümmer sich finden, und doch trümmer, die klar genug auf die alte gemeinsame regel weisen: wir nennen hier nur die intensivformen verschiedener art, die causalfor-

men auf p u. ä. Dafs nun aber Benfey auf diesem gebiete oft gar kühn ausschreitet, das ist wohl anzuerkennen, nur dafs er dabei nicht in dem mafse der gesetze des lautüberganges spottet, wie von denen vermuthet wird, die seiner darstellung oder seinen darstellungen nicht genau folgen. Es ist bekannt, dafs Benfey mit seiner übrigens sehr scharfsinnigen erklärung der inchoativformen auf -sco und der diminutivform auf -ισκος ziemlich allein steht; aber auch er nimmt wohl nicht oder nicht mehr unmittelbaren übergang von âksh in ăksh und îksh an, sondern sieht in îksh die mit reduplicierendem i gebildete desiderativform von aç, und auch die griechische lautlehre wird den übergang von ia in i nicht läugnen. Am ende dieses abschnittes weist C. darauf hin, dafs das sanskrit, namentlich rücksichtlich der wortbedeutung keineswegs die erste stelle einnehme, und dafs hier die lebenden sprachen oft viel richtigere aufschlüsse liefern, besonders diejenigen lebenden sprachen, die noch nicht durchaus alteriert seien. Da, scheint uns, sind die perioden der indischen sprache zu unterscheiden. Die sprache der veda d. h. die sprache der zeit, in welcher das arische volk noch ungehemmt und ungestört durch klima und durch das brahmanenregiment dahin lebte, bietet uns nicht nur eine menge der lebendigsten anschauungen, wie keine andere schwester, sondern weist uns auch bald weiter bald weniger weit gehende volksthumliche entwickelung auf; die eigentlich sogenannte sanskritâ dagegen gestaltet sich auf einigen puncten so eigenthümlich, dafs sie allerdings für eine vergleichung minder fruchtbar ist, welche gleichartiges zusammenstellen will und seitenrichtungen, die psychologisch und historisch sehr bedeutsam sein können, unbeachtet läfst. Den character der sanskritâ, wie er bedingt ist durch die geschichtliche stellung des sanskritsprechenden geschlechtes, hat trefflich und klar gezeichnet Regnier in seiner étude sur l'idiome des Védas. Im sechsten kapitel rügt der verf. eine andere seite der vergleichenden sprachforschung, die von sehr bedeutenden gelehrten, wie Pott und Benfey, kultiviert wurde und von Pott noch in seinem neuesten buche über die präpositionen als berechtigt aufgestellt wird, das ist die annahme von unkenntlich gewordenen zusammensetzungen mit präpositionen, die sich verschiedenartig verstümmelten, mit dem pronominalstamme ka, ku, um fülle, verachtung u. s. f. auszudrücken, mit su und dgl. Wir sind hier auf einen sehr schwierigen punkt gekommen, und

es ist gar nicht zu läugnen, dafs Curtius treffende beobachtungen für seine meinung aufzuführen weifs, die, sind sie auch nicht stark genug das verfahren ganz abzuweisen, uns mindestens grofse vorsicht und sparsamkeit in dessen anwendung gebieten. Uns scheint das verfahren überhaupt durch diese beobachtungen noch nicht widerlegt. Eben so leicht, als casusendungen fast spurlos untergehen konnten, konnte sich auch eine reihe von ortsbestimmenden partikeln in der indogermanischen ursprache finden, die im gesonderten gebrauche der einzelnen sprache wegfielen. Ferner weist uns vieles, und darunter ja auch sichere spuren innerhalb des griechischen selbst darauf hin, dafs in der fülle alter zeit verstümmelte formen neben volleren bestanden, und dafs diese verstümmelungen nicht nur eine kleine schwäche des sanskrit waren: nicht blofs im sanskrit findet sich ein sicheres pi neben api, auch im germanischen ein bi für abhi, nicht nur dort ein ni für ani, auch im deutschen ein nidar, auch im deutschen ein fona für afana u. a. Auch im griechischen erscheint ῥα neben ἄρα, παρὰ von einem stamme apa, die negationspartikel bald hinten, bald vorn verkürzt u. ä. Das specifisch griechische kann die einzige geltung der vollen, mindestens, wie in ἐν und ὑπέρ, nur hinten gekürzten form wieder hergestellt haben; denn wiederherstellungen in dem umfange sind nicht nur nicht unerhört, sie sind im sanskrit, im oskischen, im lateinischen vielfach bezeugt. Aber, sagt man, die zusammensetzungen mit präpositionen sind und bleiben nur lose zusammensetzungen. Wie sehr allmählich die composition überhaupt sich entwickelt, das kann uns am besten die geschichte der sprache der ârischen Inder zeigen, in deren späterer zeit wahre ungeheuer von composita sich aufthun, während die urzeit darin sehr nüchtern ist. Nur schliefst das nicht alle zusammensetzung für die relativ älteste zeit aus, und das lose derselben hört natürlich auf, sobald eine bestimmte anschauung erst in der zusammensetzung liegt. In ausdrücken, wie φειδώλιον und φριδίτια, scheint uns die deutung von Pott unantastbar. Was C. gegen lateinische und griechische composita mit dem ausrufenden oder fragenden ka sagt, mag richtig sein, so einleuchtend dieselben auch bewiesen zu werden scheinen durch das skr. kârava, lat. corvus, griech. κόραξ, wozu Pictet les origines indoeuropéennes p. 472 bemerkt: Ce mot (kârava), composé de l'interrogatif ka et de rava, ou ârava cri (rac. ru) est un des exemples les plus in-

téressants de ce genre de formations parce qu'il s'est conservé dans plusieurs langues ariennes qui d'ailleurs ne connaissent plus ces termes exclamatifs que le sanscrit seul a hérités de l'idiome primitif — Quel cri! signifie ici quelle voix forte, rauque, extraordinaire! comme le corbeau est aussi appelé krûraravin, qui a le cri rauque. Noch weniger sicher sind die einwendungen, die C. gegen die zusammensetzung mit êka macht, wenn auch diese nicht überall richtig sein sollte, wo sie Bopp statuiert hat. Bekanntlich existiert der stamm eko, wenn nicht im lateinischen, doch in den übrigen italischen dialecten, wenn nicht als zahlwort, so doch als pronomen: cocles und coelebs scheinen mit demselben componiert, ebensowohl als skr. kêvalas davon abgeleitet ist. Im folgenden abschnitte, den der verf. mit den von ihm oft wiederholten worten, dafs die nüchterne etymologie die sicherste und darum fruchtbarste sei, einleitet, behandelt er die wurzel — ihre gestaltung im indogermanischen stamme überhaupt und im griechischen insbesondere — und die von Pott sogenannte wurzelvariation. Zieht er auch überall vor zu scheiden als unsicher zu einigen, so sieht er sich doch gezwungen die wurzeln als die gleiche ursprüngliche wurzel anzusehen, in denen sich die variation der anschauung nicht mehr einer bestimmten lautvariation anschliefst. Als beispiel ist in instructiver weise die wurz. tak, tik, tuk behandelt. Das achte kapitel enthält Curtius ansichten über die umgestaltung, resp. kräftigung und vermehrung des wurzelauslautes, die schon zu mancher erörterung führte, ohne bis jetzt in ihrem wesen völlig erkannt zu sein. C. nimmt gewifs mit vollem rechte an, dafs, wo zwei wurzelformen, wie *θυ*, *τυφ*, div, djut u. ä. neben einander existieren, die vollere die nacherzeugte, die einfachere die ursprünglichere sei, verzichtet dagegen dem nüchternen character seiner forschung gemäfs darauf in das innerste wesen dieser zusätze einzudringen und bezeichnet sie nur im allgemeinen als individualisierende, was dann einzelne derselben geeignet machte auch in der wortbildung und in der flexion eine rolle zu spielen. Auch auf diesem felde war besonders Benfey wieder thätig und versuchte theils in seiner lesenswerthen skizze des organismus der griechischen sprache, theils in seiner kürzern sanskritgrammatik, theils in einzelnen abhandlungen in der zeitschr. f. sprachvergleichung mit gewifs anerkennenswerthem scharfsinne, wenn auch oft in etwas allzu kühner weise, die noch vorhandenen räthsel

zu lösen, so dafs wenigstens éiner unternommen hat zu weisen, aus welchem „verbalstamm die zusätze p, k, y entstanden seien". Aber „zu jenem übermäfsigen zerlegen und zersetzen der wurzeln", sagt C. im neunten abschnitte seiner einleitung, „steht in geradem gegensatze ein anderes bestreben der vergleichenden etymologie, nämlich das, vollständige wörter von unverkennbarer verwandtschaft wo möglich als völlig gleich zu erweisen". Von diesem streben seien die älteren etymologen, namentlich Pott und Benfey, ziemlich frei, während sich Kuhn und Ebel davon fortreifsen lassen. Statt Benfey hätte wohl Curtius eher Bopp genannt, wenn er des erstern sanskritgrammatik in kürzerer fassung oder dessen einläfsliche recension über Kuhns artikel über s in den Göttinger anzeigen oder die neuesten dissertationen seiner schüler beachtet hätte. Er greift dann besonders Kuhns gleichstellung der wörter auf at, -as, -ar- ant, -an mit allerdings beachtenswerthen, aber unsers bedünkens nicht entscheidenden gründen an. Der wichtigste grund, wie uns vorkommt, liegt in dem nicht strenge zu beweisenden übergange von t in r, sei es nun unmittelbar oder durch eine media oder durch s hindurch, letzteres eine erweichung, wie sie im umbrischen, lateinischen, althochdeutschen unzählige male sich einstellt. Ebel zweifelt, ob nicht vielmehr n in r übergegangen, Benfey sieht in dem betreffenden r, das nicht nur im griechischen (*πίειρα ἰοχέαιρα* u. s. f.), sondern auch im sanskrit in der feminalbildung erscheint, ein s der wurz. as, es, und weist die möglichkeit eines solchen überganges für die älteste zeit der sprache der arischen Inder schlagend nach in den verbalformen auf -ratê, -re, -rata*). Wie wir uns über diesen punkt entscheiden mögen, der fund Kuhns wird bei der zuziehung sämmtlicher hier einschlagender formen ein fund für alle zeiten sein: die wucht der analogen fälle, wie sie Kuhn und Benfey zusammenstellten, ist eine überwältigende. Wenn nun C. einwendet, der character der alten sprache sei die fülle, und hier werde sie zur armen, so müssen wir dagegen bemerken, dafs einmal die bezeichneten suffixe ja doch nicht die einzigen nominalbildungen sind, obgleich sie, je weiter wir hinaufsteigen, in um so gröfserer fülle vorkommen, und dafs man übrigens die mannigfaltigkeit der anschauun-

---

*) In neuerer zeit hat B. seine ansicht dahin geändert, dafs auch er übergang von n in r annimmt.

gen in den verbalwurzeln doch wohl unterscheiden mufs von dem verhältnisse der wortableitung und der flexion. Aus vollem herzen dagegen pflichten wir dem verf. bei, wenn er im zehnten capitel vor dem sinne der gleichbedeutung bei dem heftigsten widerstande der lautregel warnt. Wer sollte an der richtigkeit seines satzes zweifeln wollen, dafs die sprache zu demselben begriffe durch die verschiedensten vorstellungen, zu denselben vorstellungen durch die verschiedensten merkmale gelange? Nachdem C. im elften abschnitte die bemerkung vorausgeschickt, dafs und warum er wesentlich wörtervergleichung, nicht wurzelvergleichung bieten wolle, stellt er als grundsatz auf, dafs solche wörter zusammengehören, die in laut und bedeutung zusammenstimmen. Von der lautlichen seite mufs natürlich ausgegangen werden; daher folgt nun eine sehr hübsche gedrängte auseinandersetzung der von C. für die indogermanische ursprache angenommenen laute, ferner ein wort über die wesentlichen oder durchgreifenden und unwesentlichen oder sporadischen veränderungen der laute in den einzelsprachen, namentlich mit bezug auf das griechische, endlich eine besprechung der griechischen lautwelt im verhältnifs zu der indogermanischen ursprache und eine vergleichung der italischen sprachen mit dem griechischen auf diesem gebiete, wodurch sie sich gegenüber dem gothischen u. s. f. als näher unter sich verwandt herausstellen. Im zwölften abschnitte wird auf die nothwendigkeit einer bedeutungslehre, d. h. der erkenntnifs, nach welchen gesetzen sich im allgemeinen und im speciellen die bedeutungen entwickeln, hingewiesen und dann im dreizehnten einiges dahin gehörende ausgeführt. Der satz, dafs die einfachen begriffe später, die vorstellungen und anschauungen älter seien, wird an den begriffen des sehens und gehens trefflich nachgewiesen. Da wird mit vollem rechte darauf aufmerksam gemacht, dafs J. Grimm, wie kein anderer, die poesie der sprache zu verstehen vermöge, und auch Döderleins geschick anerkannt, den seine achtsamkeit auf versteckte wortgebilde und die verschiedenheit der gebrauchsweisen nicht selten zu gelungenen combinationen geführt habe. Aber anderseits giebt es, meint Curtius, auch wurzeln, die mindestens schon vor der sprachtrennung geistige bedeutung haben, so man „denken", smar „sich erinnern", jnâ „erkennen", und für sie könne sogar eine rückläufige bewegung stattfinden, wie griech. μένω „bleiben", lat. mora, morari zeigen. Es ist freilich

sehr wahrscheinlich, dafs selbst hier einst concretere anschauungen zu grunde lagen, wie man z. b. wohl ursprünglich „messen" bedeutete. Wir können solche gebilde mit denen des religiösen geistes vergleichen, der auch in vollen naturreligionen bald vereinzelte ausdrücke für das innere geistige leben schafft. Im vierzehnten capitel wird es als sehr wichtig für die auffindung der grundvorstellung in einer wörterfamilie bezeichnet, wenn man diese an einem verbum prüfen könne, denn einmal hange der unterschied der zeitarten mit der grundvorstellung eines verbums aufs engste zusammen, indem gewisse wurzeln ihrer grundvorstellung nach nur als dauernd, andere nur als eintretend gefafst werden konnten; zweitens liege ein hilfsmittel in der beobachtung der genera verbi, dann gewähren die zusammensetzungen vielen aufschlufs und nicht selten auch die rection. Die nomina gewinnen in dieser richtung erst dann rechten werth, wenn sie möglichst vollständig aufgeführt werden können. Dafs es sehr wichtig ist, den ältesten sprachgebrauch sorgfältig zu beobachten, versteht sich von selbst, nur darf man im griechischen in der sprache so wenig als in der mythologie alles auf Homer allein setzen, kann uns doch oft eine einfältige glosse oder ein sprichwort reichen aufschlufs gewähren. Dieses stellt aber C. nicht nur in der trockenen form von allgemeinen lehrsätzen hin, sondern überall veranschaulicht er seine trefflichen und feinen gedanken mit sinnig gewählten beispielen, von denen freilich, wie wir weiter sehen werden, nicht alle gleich stichhaltig sind. Im fünfzehnten abschnitte führt uns der verf. als ferneres hilfsmittel, um die grundvorstellung und die bedeutungsentwickelung zu finden, die analogie auf, und im letzten spricht er über die etymologie der eigennamen. Eine am ende dieser gehaltvollen einleitung stehende tabelle stellt uns einmal die umschreibung des sanskrit- und des cyrillischen alfabets, ferner einiges aus dem litauischen alfabete, anderseits die regelmäfsige lautvertretung im sanskrit, griechischen, italischen, deutschen, kirchenslawischen und litauischen dar.

Im zweiten hauptabschnitte ist die ordnung eingehalten, dafs alfabetisch 1) die wörter mit einer gutturalis, 2) diejenigen mit einer dentalis, 3) diejenigen mit einer labialis, 4) die mit einer liquida, 5) diejenigen mit einer spirans und endlich die mit vokal anlautenden vergleichbaren aufgeführt werden. Bei der schon mehrfach berührten besonnenheit, mit der der verfasser verfährt,

ist der weit aus gröfste theil der hier als sicher gebotenen vergleichungen auch in der that vollkommen sicher, bei manchen äufsert und begründet er selbst seine zweifel und fordert zu weiterer untersuchung auf. Schon in diesem abschnitte wird beiläufig sporadischer lautwandel berührt, wie die erweichung der tenuis nach n, affection der tenuis durch einen sich entwickelnden hauch, trennung von consonantengruppen durch vokale und dergl. erscheinungen, die der verf. wohl selbst an einer stelle seines werkes zu einem ganzen zusammenstellen wird. Im einzelnen zu- und gegenbemerkungen zu machen, dazu ist selbstverständlich besonders bei einem buche dieser art und von diesem stofflichen reichthume viele veranlassung, wir beschränken uns auf weniges. Das elenthier heifst im althochdeutschen nicht alaho, sondern elaho, gothisch aber kommt unsers wissens alhs in dem sinne nicht vor. Neben elaho = lat. alces wurde von Kirchhoff in dieser zeitschrift auch ahd. alah neben goth. alhs als beispiel für den vokaleinschub aufgeführt, und das scheint C. irre geführt zu haben. Für skr. ṛksha, griech. ἄρκτος u. s. w. haben Roth und Böhtlingk in ihrem trefflichen thesaurus eine einfachere etymologie aufgefunden, indem sie es auf wurz. ṛç, d. h. arç laedere zurückführen. Aehnlich, wie C., nur noch etwas umfangreicher, vergleicht Ebel in d. zeitschr. V, 188 die wörter δάκτυλος u. s. f. Uebrigens hätte da unser verf. nach seiner behutsamkeit scheiden sollen: das griech. δεξιός, goth. taihsvô läst sich nicht vom skr. daksha „gewandt, stark", dakshas „kraft" trennen und diesem liegt die wurzel daksh „behend sein" zu grunde. Vgl. nun Grimms gesch. d. d. sprache s. 986 ff., wo nachgewiesen wird, dafs die rechte seite und hand oft als die „behendere, stärkere" bezeichnet werden. Dafs δέκα „zehn" zu digitus u. s. f. gehöre, ist auch durchaus nicht ausgemacht, und es läfst sich nicht läugnen, dafs nach der weise der zahlwortbildungen hier ein 2 × 5 vorliegen könne. Zu no. 38 wissen auch wir nichts durchschlagendes zu geben, und mit möglichkeiten ist nicht viel geholfen. Dagegen hätte C. die griechischen formen noch um einige merkwürdige und, wie es uns scheint, ganz klare vermehren können. Benfey hat in den Göttinger gelehrten anzeigen 1852 s. 551 wohl zur evidenz nachgewiesen, dafs κραῖρα für καρηϝαρια stehe und ἄντικρυ aus ἀντικαρηϝα- für ἀντικαρηϝατ abgestumpft sei. Auch wir können uns noch nicht entschliefsen, κραιπνός auf wurz. καρπ zurückzu-

führen. Frühere etymologen haben es mit skr. kshipra „im wurfe, schnell“ verglichen, und Leo Meyer bestimmte dieses dahin, dafs kshipra für kshripra stehe. Wenigstens scheint uns αἰχμή keine sichere analogie für den diphthongen αι an der stelle eines alten α zu bieten, und die zusammenstellung von αἴγλη mit agni ist wohl ganz verfehlt. Allerdings wird lat. cubare mit skr. çî, griech. κεῖμαι, qui-es u. s. f. verwandt sein, nur dürfen wir dabei kaum an ein entstehen des b aus v denken, da lat. b nicht so weich ist als indisches und griech. b; vielmehr liegt hier eine wurzelvermehrung vor. Im sanskr. karṇa (unter κέρας) ist die grundvorstellung nicht ganz deutlich, nämlich ob es eigentlich, wie Benfey meint, spalt, ohrritze bezeichne, oder ob das hervorstehende, da schon im Rigvêda karṇa ähnlich dem griech. οὖς und dem mhd. ôre auch handhabe, henkel bezeichnet. Uebrigens ist das skr. karṇa ein masculinum, nicht ein neutrum. Zu goth. hairu stellt sich der bedeutung nach am nächsten skr. çiri, a sword, mit dem auch formell das sabinische quiris, curis übereinstimmt. Zu κολωνός gehört wohl auch lat. collum, deutsch hals. Das lat. cûria bringt C. nach Langes vorgang unter κῦρος, Mommsen wollte sich mit der coviria auch nicht begnügen und übersetzte pflegschaft; uns scheint eine deutung Corssens sehr viel für sich zu haben, dafs cûria aus covisia entstanden und zunächst die zusammenwohnenden bezeichne, de Volscorum lingua p. 23. Ist diese deutung sprachlich möglich — und uns scheint sie es — so wird am allerwenigsten die geschichte etwas dagegen einzuwenden haben. Κύων u. s. f. haben wohl ursprünglich viel allgemeinere bedeutung d. h. sie bezeichneten „thier, wild“, und auch die zu grunde liegende anschauung scheint eine andere, wenn wir Weber und Kuhn folgen, die çvan von der vedischen wurzel çu „kräftig, behend, rasch sein“ herleiten. In no. 93 wollte C. wohl nâçajâmi schreiben. Dafs derselben wurzel nocere und νόσος angehören, scheint uns mehr als nur wahrscheinlich, und νόσος wird hier für νόψος stehen, wie δρόσος für δρόψος. Sehr sinnig ist C.'s deutung von niger als „todtenblafs, todtenfarbig“; sollte dieselbe nicht einige bestätigung erhalten durch negritu in auguriis significat aegritudo? Dafs goth. fijan u. s. f. nicht zur wrz. πικ gehören, scheint uns ausgemacht. Kuhn dachte einst an skr. ci; aber Aufrecht hat in d. zeitschr. III, 200 ff. die richtige quelle in der wurz. pîy gefun-

den. Bei anlafs von no. 101 bemerken wir, dafs die dort von C. gemachte bemerkung, dafs das einritzen der schrift dem malen desselben vorausgegangen, sich auch sonst bestätigt, nicht nur im griech. γράφω, im lat. scribo, auch im skr. likh neben lipi „schrift“, eigentlich „bestreichung“, im altpers. nipish, im german. vrîtan neben mêljan u. s. f. Vgl. Wackernagels treffliche L. G. s. 12, anm. 6. In no. 106 ist die interessante erscheinung berührt, dafs vorzüglich nach s k und p häufig in t übergehen, und merkwürdig ist es, dafs besonders das lateinische hier nicht selten das dünnste t bietet, und dieses, wie in talpa, torus, taurus auch allein statt st. Auch studeo führt nicht nur auf griech. σπεύδω, sondern zuletzt auf cud für çcud zurück. Die meinung, dafs sich die wurz. spaç nur auf das präsens beschränke, indem die grundbedeutung „spähen“ sei, ist nur halb richtig, d. h. sie gilt nur für die verstümmelte form paç und für das sanskrit, nicht für das volle spaç in der sprache der veden, wie uns Roth zu Yâska s. 138 ff. belehrt. Das deutsche chumber, kummer durfte Döderlein und nach ihm C. nicht zu γέμω stellen. Das wort ist aus dem romanischen entlehnt, aus encombre u. s. w., lat. cumulus, vergl. Weigand d. W. s. 648. In no. 128 sind wörter vereint, die kaum alle zusammengehören. Andere und auch wir haben längst dieselbe ansicht über γαμέω, gemini u. s. f. geäufsert, die L. Meyer in d. zeitschr. VII, 17 vertreten hat. Was jampatî anbetrifft, so haben wir ebenfalls schon anderwärts bemerkt, dafs auch hier eine lautliche entwickelung aus dampatî „herr und herrin oder herrschaften des hauses“ vorliege. Zu derselben wurz. dam, yam, jam zieht Benfey wohl mit recht auch skr. jâmâtar und jâmi „verschwistert“, pl. „geschwister“. Dem lat. gemini sieht skr. yama „zwilling“ sehr ähnlich, yama, das die zwischenstufe zwischen dam, djam und gam bildet. Warum das lat: gener solcher deutung entgegenstehen sollte, sehen wir in der that nicht ein, da wir überzeugt sind, dafs auch im griech. βαίνω und im lat. venio das n ein altes m vertritt, d. h. daraus geschwächt ist. So ähnlich das skr. glâu luna dem griech. γλαυκός sieht, so ist es vielleicht doch damit unverwandt, da es nach Böhtlingk und Roth u. d. w. eigentlich wohl „ball, kugel“ bedeutet, wie indu „tropfen, kugel, mond“. Die ursprüngliche wurzel von γλαυκός wird demnach doch in ghar liegen. In no. 159 waren besonders noch vedisches vâja „stärke, stärkung“, vajra In-

dra's donnerkeil und vâjayâmi zu vergleichen. In no. 168 durfte C. auch der reihe mit r gedenken. In den veden finden wir rañh in der bedeutung „springen", und davon raghu „schnell, leicht", dem das deutsche ringe entspricht, das ja auch die bedeutung des kleinen und unbedeutenden, wie anderseits des heitern und leichtfertigen angenommen. Unser Stalder in seinem schweizerischen idiotikon u. d. w. bietet eine menge der treffendsten analogien, die vielleicht den verf. geneigt machen können auch ἔλεγχος u. s. f. hieherzuziehen. Ueber τρέχω und ταχύς, die wir für nicht weit auseinander liegend halten können, wollen wir hier keine weitern hypothesen aufstellen und bemerken nur, dafs uns dagh schon durch die stelle im Rigveda M. II, 2. 5 in der bedeutung „gehen, laufen" erwiesen scheint. Ob die etymologie von χαίνω auch für den indischen hañsa gut passe, ist uns sehr fraglich; Weber V. S. S. spec. II, 157 kommt auf wrz. has, und ebenso Pictet in seinen origines. Den k-laut von τήκω (231) finden wir auch noch im deutschen in dâhe „lehm", teglich „kothig", dâhe „schmelzen des schnees", vielleicht auch in dâht „docht". Unter τέρπω hat sich C. über die deutschen wörter geirrt. Grimm ges. d. spr. 350 zeigt, dafs mit goth. thrafstjan, ags. frêfrian, alts. fruobrian, ahd. fluobiran zusammengehören, während unser trösten einer sippe sei mit goth. trausti und trauan. Unter τυπ wird im lateinischen recuperare wieder cup als wurzelhaft aufgeführt; uns hat es Fleckeisen sattsam erwiesen, dafs hier einmal durch eine täuschung des sprachsinnes die form mit u die entstellte ist und ihr reciperare, d. h. re-ci(s)-parare vorausgeht. Anders als C., und, wie es uns vorkommt, richtiger fafst Kuhn in d. zeitschr. I, 356; VII, 320 und beiträge I, 355 ff. das verhältnifs von dram, drâ, dru auf. Da ergibt sich denn auch, dafs es für die lautliche gestaltung der sprache keine eitle frage ist, die Bopp aufgeworfen. Ueber osk. meddix (unter μεδ) hat Ebel in d. zeitschr. VII, 271 eine andere meinung geäufsert, die vieles für sich hat, dafs es ein gleich zusammengesetztes wort sei wie iudex, aus meddix, so dafs also nur sein erster theil mit medicus stimmte. Das skr. budhna (unter πυθμήν) bezeichnet eigentlich „wurzel"; βαθύς u. s. f. gehen doch sicher auf skr. gah, älter gadh zurück. Unter ἕρπω mufsten auch die deutschen sliefen und sluht ihren platz finden. Eine nicht unwichtige sanskritreihe ist unter

παίω übergangen, nämlich pavi, nach Roth zu Yâska s. 57 „der umkreis, vorzugsweise wohl die metallenen beschläge des rades, das am wagen Indra's, der Açvin, der Marut häufig die wolken zerschneidend, den donner hervorlockend, die feinde zermalmend gedacht wird, pavîra „scharfe pflugschar, waffe, pâvîravî, die speertragende", Roth zu Yâska s. 165. Die erklärung von opîmus s. 241 ist lautlich durchaus gerechtfertigt; denn nicht nur in operio, auch in oculte finden wir die erste silbe nicht selten kurz, und so ist also, nehmen wir C.'s erklärung an, von einem unbedeutsamen vorschlage eines o (Corssen in dies. zeitschr. III, 245) keine rede; aber eine möglichkeit opimus aus ops abzuleiten ist allerdings durch patrîmus und matrîmus geboten. In dem langen î scheint uns der rest eines casus bewahrt. Unter πῶλος versucht C. eine erklärung von ποιέω aus pu „zeugen"; Benfey in seiner kurzen sanskritgr. s. 58 leitete ποιέω auf ein skr. apasjâmi, operare zurück. Das goth. brahv darf gewifs nicht zu ὀφρύς, bhrû gestellt werden. Das wort ist trefflich erörtert von Grimm myth. II, 751. Der vocal ê in fêtus, fênus (faenus), s. 269, ist wohl sicher aus einem diphthongen entstanden und da bietet sich als analogie obedire neben oboedire dar, das für obovidire stehen dürfte, also wird fenus, faenus gleich fovinus und fêtus gleich fovitus sein. Es ist uns nicht ganz klar, wie C. die bedeutung gegen Benfeys erklärung des wortes ἀνήρ geltend machen kann, da er selbst nachher anderseits ἄνθρωπος als „mannsgesicht" deutet und sicher zugibt, dafs im lat. mas und im deutschen mann gerade derselbe fall vorliegt. Kaum hat die s. 288 angenommene steigerung (?) von û in oe irgend sichere gewähr, und wir haben wohl Ritschls warnung zu beachten in seinem sommerprogramm 1856. Mit recht trennt C. vomer von ἐμέω, vomo. Das wort ist gebildet wie femur und gehört wohl, wie Benfey sagt, zu einer wurz. vag, griech. ϝαγ „der aufbrecher", steht also für vagmer. Trefflich erklärt sich durch die litauische wurzel sveru „wäge" das goth. svêrs (vgl. „die wägsten und besten männer" und „gewichtig"), ahd. suâri „schwer". Wir schliefsen diese kleinen bemerkungen mit einer solchen über gr. σῶμα, das C. unter σάος „heil" bringt. Nach dem vedischen psu = rûpa, aruṇapsu u. ä. frägt es sich denn doch sehr, ob σῶμα nicht für ψῶμα stehe.

Wir nehmen von dem verf. mit innigem danke für seine

vielen schönen gaben abschied. Auch seine würdig geführte polemik kann nur heilsam sein.

Zürich, in den osterferien 1859.

H. Schweizer-Sidler.

Queif.

Das bremisch-niedersächsische wörterbuch giebt als im hannöverschen gebräuchlich queie sanft, gelinde, mürbe, queif vorwand, entschuldigung, queimeln wankend, unschlüssig sein, die auch mit ausnahme des letzteren in Schambach's wörterbuch sich finden, wo namentlich der gebrauch von queie, dem sich noch queiig anschliefst, reiche beläge erhält. Läfst sich schon aus solchen ausdrücken wie „en queie boden“ die grundbedeutung dieser wörter als die des ausweichens, nachgebens erschliefsen und vermuthen, dafs das adjectivum der spirans verlustig gegangen sei, so findet dies weiteren anhalt durch die sinnliche bedeutung, welche queif n. auf der lüneburger heide hat, wo es einen durch pflanzenwuchs auf dem wasser gebildeten boden bezeichnet, der beim betreten bebt und nachgiebt und in der Mark fenn genannt wird. Dasselbe wort findet sich auch mit etwas modificirter bedeutung im altmärkischen quebb' bei Danneil, wo es einen boden, der durch versteckte quellen aufgeweicht ist, in den man beim betreten unerwartet hineinsinkt, bezeichnet; zu ihm gehört das adjectivum quebbig, welches sich dem gleichfalls vom boden gebrauchten queiig anschliefst. Wie queie für queiwe, so wird queimeln für älteres queiweln stehn, mit übergang von w in m, wie er sich in dem gleichfalls lüneb. megoller für wachholder, quekholter zeigt. Das ags. cwiferlice, anxiously e. quiver, ndd. bibbern lassen die zusammenstellung obiger wörter mit ahd. bibên als gerechtfertigt erscheinen.

A. Kuhn.